

03.–28. April 2008

Mythos Arbeit

 **Anarchistische Gruppe Mannheim**

info@anarchie-mannheim.de · www.anarchie-mannheim.de

Mythos Arbeit

„Arbeit“ hat in dieser Gesellschaft einen Status von zentraler Bedeutung. Es wird erwartet, sich die meiste Zeit seines Lebens eben der „Arbeit“ oder einer Ausbildung zur Arbeitsfähigkeit unterzuordnen. Wenn es keine Arbeit für jemanden gibt, so wird erwartet, sich „arbeitsuchend“ zu melden, ansonsten drohen Abstriche in den Sozialabgaben und gesellschaftliche Ächtung. Der wirkliche Müßiggang, also sich ein paar Jahre dieser „Arbeit“ zu entziehen, ist normalerweise erst akzeptiert, wenn man schon zu alt ist, um noch mit Höchstleistung arbeiten zu können – also erst im Rentenalter.

Arbeitszeiten werden länger und der Druck auf Arbeitslose, sich neue Arbeit zu suchen größer und all das in einer Zeit in der immer mehr Maschinen uns immer mehr Arbeit abnehmen, diese Entwicklung also genauso gut umgekehrt verlaufen könnte.

Ist also Arbeit mittlerweile mehr als nur Mittel zum Zweck? Arbeit als ein moderner Sinn des Lebens? Für wen oder was arbeiten wir? Wie definieren wir „Arbeit“ überhaupt? Setzt ein anderer Arbeitsbegriff nicht auch eine völlig andere Gesellschaft voraus? Wie könnten Alternativen zur Lohnarbeitsgesellschaft aussehen? All diese Fragen rund um den „Mythos Arbeit“ wollen wir im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe erörtern ...

Anarchistische Gruppe Mannheim

Inhalt des Readers:

Horst Stowasser: „Scheiß Arbeit...!“	Seite 3
Johannes K. F. Schmidt: Der Freiheit entgegen? – „Proletarisches Wandern“	Seite 4
Don Al Dagg: Was ist eigentlich Selbstverwaltung?	Seite 8
FAU Hannover: Wes Geistes Kind? – Der protestantische Wirtschaftsethos	Seite 12
Harry Maximilian Siegert: Auch ein Sohn Mannheims: Louis Lingg	Seite 16
Rudolf Mühland: Was ist eigentlich Anarcho-Syndikalismus?	Seite 19

Anarchische Gedanken zu einem umstrittenen Begriff

„Scheiß Arbeit ...!“

Zwischen Frust und Lust, Langeweile und Muße:

Auf den Spuren einer neuen Ethik der Arbeit

Mal ganz ehrlich: Wer geht schon freiwillig gern arbeiten – und wer sähe schon gar, ausgerechnet in der Arbeit, den Sinn des Lebens! Und andererseits: Wer würde es schon aushalten, konsequent nichts zu tun? Ein Horrorvorstellung, die einen in den Wahnsinn treiben könnte, ebenso wie die Drohung mit Zwangsarbeit in einer Kohlenmine.

Wie kommt es aber, dass Menschen „die Arbeit“ so unterschiedlich wahrnehmen? Die Antwort ist einfach: Es gibt sie überhaupt nicht, „die Arbeit“. Hinter diesem unscharfen Begriff verbergen sich derart gegensätzliche Dinge, unterschiedliche Vorstellungen und widersprüchliche Begriffe, dass dieses Wort eigentlich als glatte Sprachschlamperei geächtet werden müsste.

Für die meisten Menschen ist „Arbeit“ schlicht ein notwendiges Übel, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen. Sie müssen einfach arbeiten, um essen und leben zu können. Lohnarbeit eben. Ob diese Art von Arbeit ihnen Spaß macht oder überhaupt sinnvoll ist, ist egal. Und nur die wenigsten haben das Glück, genau die Arbeit auszuüben, die ihnen zusätzlich zum Auskommen auch noch Freude und Befriedigung bringt. Ganz im Gegenteil: Weltweit, in allen Gesellschaften, geht der Trend hin zu mehr Entfremdung und weniger Bezahlung. Immer mehr Menschen können nicht einmal mehr von dem leben, was ihnen für diese Art von „Scheiß Arbeit“ bezahlt wird.

Für andere wiederum ist Arbeit geradezu der Schlüssel zu Glück, Erfüllung und Befriedigung. Das hat meistens nichts mit Geld zu tun, sondern mit ganz anderen Dingen: Mit der Lust am Schaffen. Mit der Sinnhaftigkeit dessen, was man tut. Mit Kreativität, Selbstverwirklichung und auch dem Gefühl, etwas Positives für sich, für seine Mitmenschen, für die Gesellschaft zu leisten.

All diejenigen, die sich Gedanken über eine bessere Gesellschaft machen, kommen letztlich nicht drum herum, sich diesen Widersprüchen zu stellen – und den Begriff der Arbeit völlig anders zu definieren. Weil produktive Arbeit eben eine Grundvoraussetzung des sozialen Lebens ist (und des individuellen erst recht).

Aber wir alle haben uns nachgerade daran gewöhnt, unter Arbeit nichts anderes als eben die Art von Lohnarbeit zu verstehen, wie sie in einer Gesellschaft, in der das Kapital das Leben regiert, halt nun mal üblich ist. Wir kennen ja auch nichts anderes. Meistens jedenfalls. Aber gibt es wirklich Alternativen? Alternativen zur üblichen Lohnarbeit, die auch funktionieren könnten?

Die Anarchisten haben seit jeher nach solchen Alternativen gesucht – und sich auch ausprobiert, so gut es ging. An diesem Abend führt der anarchistische Autor Horst Stowasser in einer lockenen Mischung aus Lesung, Plauderei und Diskussion durch den Dschungel libertärer Gedanken, Experimente und Spekulationen rund um das Thema Arbeit. Welche Arbeitsethik bräuchten wir in einer humaneren Wirtschaftsform? Wäre diese überhaupt möglich oder müssten wir dann alle verhungern? Wenn niemand mehr arbeiten müsste – würde dann tatsächlich niemand mehr arbeiten? Wer würde aber dann noch unangenehme, gefährliche oder schmutzige Arbeit tun? Was wäre, wenn es kein Geld mehr gäbe und jeder einfach nehmen könnte, was er gerade braucht? Und was ist eigentlich wichtiger: Das hochgepriesene „Recht auf Arbeit“ oder das scharf verschmähte „Recht auf Faulheit“? Vor allem aber: Was könnte man hier und heute konkret tun, um aus „der Arbeit“ das zu machen, was sie eigentlich sein sollte: etwas Positives?

Der Freiheit entgegen? – „Proletarisches Wandern“ –

Die AGM lädt ein zu einer Wanderung in einer der schönsten Gegenden des Pfälzer Waldes am 6. April 2008. Treffpunkt ist ab 9.30 Uhr am Hauptbahnhof Mannheim, Eingangsbereich. Abfahrt mit der S 2 um 9.56 Uhr, Gleis 1 ab Mannheim Hauptbahnhof (Zustiegmöglichkeiten auf allen Unterwegsbahnhöfen). Ankunft in Kaiserslautern um 10.59 Uhr, von dort aus Wanderung über Stelzenberg ins Finsterbrunnertal (Wegstrecke ca. 12 km; Zeit ca. 2½ Stunden). Rast im Naturfreundehaus Finsterbrunnertal. Rückwanderung: Vom Naturfreundehaus Finsterbrunnertal aus an der Moosalb entlang bis zum Bahnhof Schopp (Wegstrecke ca. 2,5 km; Zeit ca. 30 Minuten) Ab Schopp mit der Bahn bis Kaiserslautern, nach Umsteigen mit der S-Bahn weiter nach Mannheim.

Gewandert wird, seit es Menschen gibt. Wandern diente zu Urzeiten der bloßen Existenzerhaltung. Auch die schon recht früh einsetzenden Landnahme- und Besiedlungsaktionen (die sogenannten Völkerwanderungen) dienten streng genommen dem gleichen Zweck, auch wenn sie zuweilen von kriegerischen Aktivitäten begleitet waren. Zum Spaß und Zeitvertreib wanderte niemand! Wandern gehörte zum harten Arbeitsalltag. In der Zeit zwischen dem achten und dem elften Jahrhundert gab es – infolge großer Bevölkerungszuwächse – gleichfalls beachtliche Wanderbewegungen (z. B. aus Nordwestfrankreich), die bis in norditalienische Regionen führten und zu einem Gutteil mit verantwortlich waren für die Verbreitung des Christentums im Okzident. In reformatorischer und nachreformatorischer Zeit (16. bis 18. Jahrhundert) erzwangen massive Glaubensverfolgungen neuerliche Wanderbewegungen, bei denen mitunter ganze Landstriche ent- und andere, bis dahin öde oder wüstgefallene, neubevölkert wurden (z. B. Vertreibung von Hugenotten und Waldensern aus Holland, Belgien, Frankreich > Aufnahme der Glaubensflüchtlinge in der Pfalz, Hessen, Sachsen und Preußen).

Im Hochmittelalter (12. Jahrhundert), als sich das städtische Bürgertum zu einem mit dem Adel und Rittertum in Konkurrenz tretenden neuen Stand zu entwickeln begann, kam es als Gegengewicht zu den Handel treibenden Patriziern zur Gründung der Handwerkerzünfte, die sich ihrerseits aus den Handwerkszünften herausentwickelten. Bei den Zünften handelte es sich um Zwangsorganisationen, in denen alle Handwerksmeister und -gesellen zusammengeschlossen waren. Sie kontrollierten die Preise, überwachten die Qualität der geleisteten Arbeit, regelten die Lehrlingsausbildung, wachten über ein ausreichendes Einkommen ihrer Zunftgenossen und erkämpften sich Rechte und Freiheiten. Das Zunftwesen brachte auch eine Erscheinung hervor, die in wirtschaftlich schlechten Zeiten zuweilen zu großem Ärger und polizeilicher Verfolgung führte: die wandernden Handwerksgesellen, die die Landstraßen bevölkerten. Nicht wenige strandeten und fristeten ihr weiteres Leben als Landstreicher und Fechtbrüder. Über das Glück und Elend der wandernden Handwerkergesellen erfahren wir vieles aus autobiographischen Schriften, besonders aus solchen, die uns dieses erzwungene Wandern ohne jede Romantisierung oder Idealisierung in realistischer Weise schildern, wenn auch gelegentlich mit Galgenhumor durchsetzt. Zu nennen wären hier, unter vielen anderen, neben dem von Erich Mühsam in seiner Festungshaftzeit 1921 verfaßten Romanfragment „Ein Mann des Volkes“, die Erinnerungen von Johann Most (Beruf: Buchbinder), Rudolph Rocker (Buchbinder), Joseph Belli (Schuhmacher), August Bebel (Drechsler), Wilhelm Weitling (Schneider). Wie die Ausbildung, so regelten die Zünfte auch die ersten Gesellenjahre nach der Freisprechung: Die Freisprechung besiegelte das Ende der Lehrzeit und den Beginn einer Wanderschaft („Walz“), die mindestens „drei Jahr‘ und einen Tag“ zu dauern hatte, während dieser Zeit der sich auf der Walz befindliche Geselle seinem Heimatort bis auf fünfzig (in manchen Zünften auch sechzig) Kilometer Luftlinie nicht hat nähern dürfen. Dies hatte vor allem einen ökonomischen Grund, nämlich daß den schon im Ort ansässigen Handwerksmeistern keine wirtschaftliche Konkurrenz entstand; der frischgebackene Geselle sollte sein

Glück „in der Fremde“ suchen. Große Konkurrenz konnte allerdings nicht entstehen, weil den Zunfthandwerkern der Drang nach Reichtum und wirtschaftlicher Macht fremd war. Sie wollten nicht mehr, sondern nur das zum Leben Nötige. Vor diesem Hintergrund forderten die wandernden Handwerksgesellen von ihren Prinzipalen auch nur das ihnen Zustehende. Zahlte ein Meister mal mehr als üblich, so wurde darin eine stillschweigende Anerkennung guten handwerklichen Könnens gesehen. Nicht immer aber fanden die wandernden Handwerksburschen sogleich Arbeit, wenn sie um solche bei einem Meister vorsprachen, und auch nicht immer in ihrem Metier. Sie waren ein flexibles Arbeitspotential, das sich dem stark variierenden wirtschaftlichen Bedarf anzupassen hatte. In Zeiten wirtschaftlicher Depression waren sie sogar als „fremde, dahergelaufene Menschen“ Diskriminierungen ausgesetzt. Fanden sie längere Zeit keine Verdienstmöglichkeit, wurde mancher trotz eiserner Sparsamkeit bald mittellos, so daß er nicht einmal das eine oder andere zerschlissene Kleidungsstück hätte erneuern können. Die Entlohnung selbst bestand aus zwei Teilen: einem meist kargen Lohn in barer Münze und in Form eines Naturallohnes (Kost und Logis), wobei nicht selten letzterer an Qualität (was die Verpflegung und Unterbringung anbelangte) mehr als zu wünschen übrig ließ und zu Klagen reichlichen Anlaß bot und hie und da in das eine oder andere Wanderlied Eingang fand (die ältesten solcher Lieder sind uns aus dem 16. Jahrhundert überliefert). So reimte ein Anonymus in einem aus dem 17. Jahrhundert stammenden Lied: „(...) Herr Meister, leb er wohl! Ich sags ihm grad frei ins Gesicht: seine Arbeit, die gefällt mir nicht. (...) Frau Meist'rin, leb sie wohl! Ich sags ihr grad frei ins Gesicht: ihr Speck und Kraut, das schmeckt mir nicht. (...)“. Vielfach nahmen die Wandernden auch die Gelegenheit wahr, möglichst viel von der Natur und der Welt zu sehen. Deshalb versuchten sie irgendwo zu überwintern, also während des unwirtlichen Winters in Stellung zu sein, um beim ersten warmen Frühlingssonnenstrahl nach dem Wanderstab zu greifen und das bisherige Quartier hinter sich zu lassen. Damit war auch ein Nebeneffekt verbunden: Handwerkliche Kenntnisse konnten erweitert und die oft dürftige Schulbildung vervollkommen werden. Dies wurde auch von der im 18. und 19. Jahrhundert allmählich entstehenden Arbeiterbewegung rasch erkannt, mit der Konsequenz, ein möglichst breites Netz von Arbeiterbildungs- und Geselligkeitsvereinen zu schaffen. Nicht wenige solcher Einrichtungen wurden von wandernden Handwerkern geistig befruchtet oder selber gegründet. In der 1848er Revolution kam den wandernden Arbeitern zudem eine revolutionäre Bedeutung zu. In einem Flugblatt wurde postuliert: „Jede Fabrik ist ein Herd der Revolution. (...) Jeder wandernde Arbeiter ist ein Emissär der Revolution. (...) Überall die Notwendigkeit der Revolution zu predigen, auf allen Landstraßen, auf der Eisenbahn, in den Schenken, in den Kasernen: Das ist die Hauptaufgabe (...)“.

Ende des 19. Jahrhunderts gab es erste Schritte zu einem organisierten Arbeitertourismus. Zunächst entstand etwa um 1890 der „Wandervogel“, eine am Gymnasium in Berlin-Steglitz entstandene Jugendwanderbewegung. Zwar handelte es sich hier um eine ausgesprochen bürgerliche Bewegung, die aber dennoch recht freiheitliche Züge in sich barg. Das heutige Deutsche Jugendherbergswerk (DJH) hat seinen Ursprung im Wandervogel.

Mit dem Arbeitertourismus auf das Engste verbunden ist die 1895 in Wien gegründete Naturfreundebewegung, von der sich zunächst in vielen Gegenden Österreichs Gruppen bildeten, dann aber rasch internationale Verbreitung fand und von vornherein eine proletarische Ausrichtung hatte. Ihre Gründung erfolgte, nachdem in der Wiener „Arbeiterzeitung“ zum Aufbau einer Arbeitertourismusgruppe aufgerufen worden war. Das Resultat dieses Aufrufes war, daß am Ostersonntag 1895 die erste Wanderung mit 62 TeilnehmerInnen stattfand. Diese Wanderung kann als die eigentliche Gründung der Naturfreundeorganisation angesehen werden. Obschon das sozialdemokratische Element überwog, fanden sich auch viele andere Sozialisten, ja sogar Syndikalisten und Anarchisten, in den Reihen der Mitglieder. 1905 wurden in München und in Zürich erste Gruppen außerhalb Österreichs gegründet, so daß damit binnen weniger Jahre der Arbeitertouristen-Verein auf 42 Gruppen angewachsen war. Ziel war, sich die Naturschönheiten zu erobern. Darum wurde ein Kampf um das freie Betretungsrecht von Wäldern und Bergen gegen die Privilegien der Jagd- und Großgrundbesitzer geführt. Geradezu zum Symbol dieses Kampfes wurde ein Gewalt-

marsch im Jahr 1898: An einem Samstag ging es abends nach Feierabend zu Fuß von Wien-Rudolfsheim aus die ganze Nacht hindurch am Wienerwald entlang zum Schneeberg, den sich die bürgerlichen Alpinisten Wiens zu ihrem Hausberg erkoren hatten. Am Sonntagmittag wurde der Gipfel dieses Berges erreicht, am Abend ging es hinunter nach Payerbach, von wo aus mit dem letzten Zug um 23.45 Uhr wieder zurück nach Wien gefahren wurde. Anderntags ging es dann in aller Frühe wieder zur Arbeit. Die Aktivitäten der Naturfreunde beschränkten sich jedoch nicht nur auf Wochenendwanderungen, sondern beinhalteten auch Arbeiterbildungsveranstaltungen, wozu auch das Einüben von Volkstänzen, Musizieren, Laientheater und populärwissenschaftliche Vorträge zählten. Für Kinder gab es eigene Bildungs- und Kulturveranstaltungen. Als Selbsthilfeaktion organisierten die Naturfreunde für längere Wochenendausflüge Fahrpreisermäßigungen, veranstalteten Kinderfreizeitlager, Kinder- und Jugendwanderungen. Sie forderten freien Zugang für die Werktätigen zu den Erholungsgebieten und kämpften für einen gesetzlichen Urlaub für alle. Schon 1897 sahen die Naturfreunde die Notwendigkeit des Aufbaus eines eigenen Herbergswesens, dem Naturfreundehäuserwerk, zum einen, weil es für proletarische Wandervereine keine erschwinglichen Übernachtungsquartiere gab, und zum anderen die bürgerlichen Vereine (z.B. Deutscher Alpenverein, Pfälzerwaldverein) proletarischen Wanderern ihre Hütten verwehrten. Durch Spenden, Mitgliedsbeiträge und eingebrachte Eigenleistung der Mitglieder konnte 1907 in Österreich das erste Naturfreundehaus seiner Bestimmung zugeführt werden. Zu Beginn des 1. Weltkrieges nannten die Naturfreunde über dreißig und im Jahr 1923 innerhalb der Staatsgrenzen des Deutschen Reiches 200 Häuser ihr eigen – viele davon neu erbaut, andere gekauft und falls notwendig umgebaut. Fand sich auf der ausgewählten Wanderroute kein Naturfreundehaus, dann schlief man bei Bauern auf dem Heuboden. Von Beginn an waren die Häuser nicht nur billige Übernachtungsstätten, sondern auch gleichzeitig Bildungseinrichtungen und selbstverwaltete Arbeiter- und Jugendzentren. Natürlich wurden die Wochenendaktivitäten der Naturfreunde von den sozialdemokratischen Parteisekretären nicht gerade mit Wohlwollen bedacht, weil infolgedessen die Parteiversammlungen an den Samstagabenden nicht mehr so rege wie ehemals besucht wurden. Aufgrund der bereits erwähnten politischen Offenheit innerhalb des linken Spektrums entwickelten sich – auch vor dem Hintergrund möglicher Naturzerstörung – Teile der Naturfreundebewegung antimilitaristisch: Manöver wurden nicht selten massiv gestört; auch kam es gelegentlich zu Militärverweigerungen. 1930 führte die Dresdner Naturfreundejugend eine Antikriegswanderung durch, die ganz bewußt über einen Truppenübungsplatz führte, um dort die Reichswehr-Übungen zu stören.

Gleich zu Beginn der Nazidiktatur wurden Wandervogel und Naturfreunde verboten und deren Häuser beschlagnahmt. Das Häuserwerk des Wandervogel wurde der HJ unterstellt und von den Nazis in Deutsches Jugendherbergswerk (DJH) umbenannt. Manches Haus der Naturfreunde wurde – wie etwa das bei Elmstein/Pfalz – Himmlers „Lebensborn“ zugeteilt. Hinter dem „Lebensborn“ versteckte sich die SS mit ihrer Wahnidee, durch die Schwängerung blonder Frauen die „neue, arische Rasse“ zu züchten.

Auch in anarchistischen Kreisen, vornehmlich in jenen der Anarchistischen Jugend Deutschlands (Jugendorganisation der Anarchistischen Vereinigung) und der Syndikalistisch-Anarchistischen Jugend Deutschlands, griff man die Idee des Wanderns auf. Bei der föderalistisch strukturierten Syndikalistisch-Anarchistischen Jugend handelte es sich um die 1920 gegründete Jugendorganisation der anarchosyndikalistischen Freien Arbeiterunion Deutschlands (FAUD). Zulauf erhielt die SAJD auch aus durch den 1. Weltkrieg gesellschaftlich entwurzelten Gruppen des Wandervogels. Bis zu ihrer Zerschlagung 1933 umfaßte die SAJD 120 Ortsgruppen (darunter auch eine in Mannheim) mit zusammen 3000 Mitgliedern. Beliebtes Ausflugsziel der SAJD war die bei Meiningen in Thüringen gelegene (und heute noch erhaltene) „Bakuninhütte“, die der FAUD gehörte.

Die Anarchistische Jugend, 1923 von dem Fabrikarbeiter und antimilitaristischen Anarchisten Ernst Friedrich als Gegenpol zur SAJD gegründet, war mit ihren etwa 27 Gruppen und maximal 600 Mitgliedern ein eher loser Zusammenhang. Bei ihr war in viel stärkerem Maße, als dies bei der SAJD der Fall war,

das Organisieren gemeinsamer Fahrten und Wanderungen wichtiger Bestandteil ihrer politischen Arbeit, zumal solche Fahrten und Wanderungen auch der gemeinsamen Kommunikation dienten. Allerdings hatte die Anarchistische Jugend mit der wirtschaftlichen Stabilisierung der Weimarer Republik Schwierigkeiten, neue Mitglieder zu gewinnen. Unter diesen Umständen kam es zu einer Umorientierung in der Praxis: Bisherige Gruppenaktivitäten wie das Wandern und Musizieren wurden nunmehr als Spielereien eingestuft und darum vernachlässigt. Nunmehr sollte verstärkt auf eine Überwindung der bürgerlichen Kultur hingearbeitet und in die Massen des Proletariats hineingewirkt werden, um zur sozialen Revolution zu kommen.

Natürlich brauchten Jugendgruppen zum Wandern allerlei Dinge. Dem suchte das der Freien Proletarischen Jugend (FPJ) nach eigenen Angaben zugewandte Berliner Unternehmen „Die Fackelstuben“ abzuhelpen. Das Unternehmen warb in anarchistischen Blättern und versäumte dabei nicht, sich auf Gustav Landauers Aufruf zum Sozialismus zu berufen.

Sicherlich: Es war aufgrund der zunehmenden Angriffe der Nazis in den Jahren 1930 bis zu ihrer „Machtergreifung“ auf linke ArbeiterInnen und Intellektuelle sowie der Zunahme des rassistischen Straßenterrors wohl notwendig, die richtige Antwort zu geben. Und diese hieß antifaschistischer Kampf, weshalb sich schon gegen Ende der Zwanziger Jahre aus den Reihen der anarchistischen und anarchosyndikalistischen Jugendbewegung militante, zum Teil bewaffnete Kampforganisationen wie etwa die „Schwarzen Scharen“ bildeten. So ist es selbstverständlich, daß das Wandern ins Hintertreffen geraten mußte. Als Teil des antifaschistischen Widerstandes während der Nazidiktatur war das Wandern wieder wichtig geworden: als einzelne Wanderer getarnt fanden sich Untergrundgruppen zu illegalen Treffen in freier Natur zusammen, um von Spitzeln unbehelligt zu kommunizieren und Aktionen zu besprechen.

Was ist eigentlich Selbstverwaltung?

Ein paar Gedanken zu einem komplexen Thema ...

Arbeit hier – Arbeit da ...

Das Thema dieser Reihe ist der große Bereich der *Arbeit*. Arbeit als Mittel zum Zweck, sich den Lebensunterhalt zu verdienen, aber auch Arbeit als gesellschaftliches Dogma, als Bedingung für Akzeptanz, als moderner *Sinn des Lebens*...

„Arbeit“ wird immer prekärer. Wir müssen mehr und länger arbeiten und können davon immer seltener noch leben. Auch unsere „Freizeit“ scheint verstärkt nur noch dem Zweck zu dienen, uns von dem Stress der Berufswelt wieder zu erholen und unsere Kraft für den nächsten Arbeitstag zu reproduzieren. Ebenfalls die gängigen Urlaubsvorstellungen scheinen auf diesem Arbeits- und Freizeitverständnis zu fußen. Wenn wir nicht arbeiten, werden wir meist dazu gedrängt uns eine neue zu suchen, egal ob wir darin einen Sinn sehen, egal ob sie uns Spaß macht oder eben nicht. Kurz: Arbeit bestimmt unser Leben ...

Dabei ist „Arbeit“, wenn wir sie denn als Betätigung mit einem Produkt oder einer Dienstleistung als Resultat definieren, erstmal nichts Negatives: Der Mensch benötigt Beschäftigung, sonst drohen Unruheempfinden oder gar psychische Probleme. Tausende von Kleingartenvereinen oder außerberufliches (oft ehrenamtliches) Engagement sind sicherlich auch Folgen dieses Empfindens.

Also scheinen sowohl die klassische Lohnarbeit als auch das konsequente Nichtstun *nicht* das zu sein, was wir suchen. Wie konnte es dazu kommen?

Arbeit ist in dieser Gesellschaft in der Regel *fremdbestimmt*. Die Vorgaben, wie wir uns am Arbeitsplatz verhalten müssen, macht meist der Chef, und wenn wir uns nicht oder nur eingeschränkt an diese Regel halten, sind wir den Job auch sehr schnell wieder los. Sicherlich sind diese Vorgaben, die uns gemacht werden, meist Eingeständnisse an die grausamen Regeln der kapitalistischen Marktwirtschaft und eine moralische Verurteilung des Chefs ist dadurch oft nicht berechtigt. Dennoch aber birgt allein schon eine solche Struktur Probleme in sich, die meist schon im Phänomen der Hierarchie zu finden sind:

So trägt der „*Mechanismus Macht*“ schon das Bestreben in sich, diese auch zum *eigenen* Zweck – und somit auf Kosten *anderer* – auszunutzen. Wer kennt es nicht, sich vom Chef ungerecht behandelt zu fühlen? Wer kennt es nicht, den Eindruck zu haben, Opfer eiskalter Machtdemonstration zu sein? Und wenn man im Berufsleben in der Situation ist, Menschen „unter“ sich zu haben: Hast Du Dich schon mal dabei erwischt, nur aufgrund Deiner Machtposition Menschen ungerecht behandelt zu haben? Hast Du Dich schon mal dabei erwischt, ein Verhalten an den Tag gelegt zu haben, das Du bei *anderen* Menschen – berechtigt – kritisieren würdest?

Selbstver- was?

Ein Modell, das versucht diese Mechanismen zu minimieren, ist das Modell der *Selbstverwaltung*. Hier arbeiten diese Menschen im Betrieb, die konkret an diesem Bereich Interesse haben. Dies würde die Motivation steigern, und dadurch – marktwirtschaftlich gesprochen – auch die Effizienz. Die Grenzen zwischen *erzwungener* beruflicher Arbeit und *lustvoller* privater Beschäftigung verschwimmen.

Ein weiterer Aspekt der Selbstverwaltung ist die *Hierarchielosigkeit*: Entscheidungen werden in Plena getroffen und somit für jedeN nachvollziehbar. Das Konsensprinzip erleichtert eine solche Identifizierung, da mit ihr, zumindest theoretisch, keine Meinungen hintergangen werden *können*.

Fazit: Gleich mehrere Probleme würden also verringert: 1. das Problem der Herrschaft und 2. das Problem der mangelnden Identifizierung mit dem Beruf und somit das Empfinden von *Arbeit als Zwang*.

Das „richtige Leben im Falschen“

All das bedeutet jedoch nicht, dass automatisch eitel Sonnenschein herrschte und keine neuen Probleme aufkämen. Leider sind auch solche Strukturen keine paradiesischen Oasen in der lebensfeindlichen Wüste der wirtschaftlichen Realität. Auch solche Strukturen leben innerhalb kapitalistischer Bedingungen und müssen sich in diesen behaupten.

Zwar fiel der Chefgehalt weg, dennoch bedeutet ein großzügiger Gehalt für alle Angestellten oft einen höheren Marktpreis für das Endprodukt. Auch die Auswahl der Ressourcen will schwer überlegt sein („Hole ich die Inneneinrichtung bei dem günstigeren Lieferanten A oder bei dem teureren Lieferanten B, bei dem die Angestellten wenigstens einen Tarifvertrag haben?“). All solche Begebenheiten zwingen diese selbstverwalteten Betriebe immer wieder zu einem oft schmerzhaften Spagat zwischen Ideal und, meist brutaler, (wirtschaftlicher) Realität...

„Linke“ Krankheiten

Die hiesige „radikale Linke“ geht in ihrer Grundstruktur auf Revolutionsvorstellungen aus Zeiten der APO Ende der sechziger Jahre zurück. Die Vorstellung, dass die Gesellschaft mittels spontaner, meist gewalttätiger Aufstände umzustürzen sei, und es nur noch unsere Aufgabe sei, diesen Menschen dann linke Theorie näher zu bringen, ist auch heute noch weit verbreitet. Doch dieses Bild ist in vielerlei Hinsicht veraltet:

Einerseits müssen wir uns an den Gedanken eines immer repressiveren und besser ausgerüsteten Polizei- und Militärapparats gewöhnen. Mittels „offener Schlacht“ können wir nicht mehr als höchstens punktuelle Teilsiege erringen, wirklich gewinnen können wir auf diesem Weg jedoch nicht mehr. Wenige Soldaten mit Maschinenpistolen sind stärker als tausende von Menschen. Die linke Vorstellung, dass uns die Realität widerwillig zu Gewalt zwingt, muss also teilweise korrigiert werden – allzu oft zwingt sie uns gerade zu einem neuen Pazifismus! Darüber hinaus scheinen wir uns nicht in einer Phase der „revolutionären Umstürze“ zu befinden. Das Verlangen nach gesellschaftlichen Alternativen zum Kapitalismus scheint zwar offensichtlich vorhanden zu sein, dennoch sind diese Gefühle meist sehr unbestimmt und die Konsequenz, sich dafür auch konkret einzusetzen, ist bei den meisten Menschen nicht gegeben. Vielmehr scheinen wir uns wieder in einer *Epoche der Subversion* zu befinden, in der es darum geht, *aufzuklären* und *Strukturen aufzubauen*, die über diese Gesellschaft *hinaus* Bestand haben könnten.

Viele Linke, gerade hierzulande, sind jung und oftmals Studenten, deren Lebensunterhalt die Eltern oder der Staat bezahlen. Die Frage, wie man wirtschaftlich über die Runden kommt, stellt sich für die meisten erst spät. Wenn man dann doch gezwungen wird, sich in der Wirtschaft zu betätigen, *fehlen* dann meist die Strukturen mit ähnlichen politischen Idealen. Wir rutschen in ein anderes, *fremdbestimmtes* Leben. Oftmals bedeutet dies das *Ende* der politischen Betätigung.

Außerdem ist ein Großteil der Menschen für trockene Theorie nicht empfänglich. Das gelebte Beispiel wird aber sehr wohl anerkannt und honoriert!

Revolution contra Revolution

Eine zeitgemäßere Revolutionsvorstellung scheint also Veränderung durch den Aufbau von selbstverwalteten Parallelstrukturen darzustellen. Strukturen, mit deren Aufbau wir bereits heute beginnen könnten. Strukturen, die alleine durch ihre Grundkonzeption bereits ein subversives Element in sich trügen, das sich schon durch die Hierarchielosigkeit mit autoritärer Staats- und Kapitallogik nicht vereinbaren ließe. In einer späteren Phase des Umsturzes ließen sich solche Strukturen bereits als Fundament für eine neue Gesellschaft nutzen, die bereits in der alten, abschaffungswürdigen, existierten. Dies mache es dann für den staatlichen Repressionsapparat schwieriger, diese Strukturen anzugreifen, da sie ja oftmals nach den Regeln der „alten Ordnung“ spielten, obwohl sie bereits die Strukturen für etwas *Neues* stellen könnten (wie z. B. das Miethäusersyndikat in Freiburg). Außerdem könnten selbstverwaltete Strukturen Orte konkreter, praktisch gelebter Solidarität darstellen, da bei ihnen Ideale vor wirtschaftlicher und hierarchischer Logik kämen ...

So vielfältig wie die Bereiche des Lebens können auch die der Selbstverwaltung sein und alle lebensnotwendigen und nicht lebensnotwendigen Sparten umfassen: Nahrung, Wohnen, Bildung, Alters- und Gesundheitsversorgung, Jugend, Sport usw.

Utopia? Schön und gut aber ...

... ist all das überhaupt realistisch? Sicherlich zwingt uns die globale kapitalistische Marktwirtschaft oftmals zu Kompromissen, die wir eigentlich gar nicht eingehen möchten. Einige solcher Projekte konnten diesem Druck *nicht* standhalten und mussten sich auflösen, doch einige konnten diesem Druck standhalten und stellen heute ein Stück praktisch gelebter Utopie dar. Und je mehr sie werden und ein sich selbst unterstützendes Netzwerk bilden, desto stärker können sie sich unabhängig vom Kapitalismus ausbauen und eine neue, humanere Realität bilden. Dieses gelebte Beispiel hätte dann eine stärkere Strahlkraft als trockene Theorie und immer mehr Menschen könnten hinzustoßen, weil sie merken, dass es angenehmer, bequemer, lustvoller, und möglicherweise sogar effizienter ist, so zu leben.

In anderen Ländern machte der Staat in der Vergangenheit weniger „soziale *Geschenke*“ als hierzulande. Somit war der Aufbau eigener Strukturen oft der letzte Ausweg, sich sein Überleben im Kapitalismus zu sichern. Viele dieser Strukturen existieren heute noch. Hierzulande wurden solche Versuche oftmals mit Verweis auf die bitteren Kompromisse als „reformistisch“ verschrien. Erst langsam scheint ein Umdenken stattzufinden, das in anderen Regionen dieser Erde bereits vor Jahrzehnten stattfand.

1936 waren in großen Bereichen Spaniens solche Strukturen die zentralen Trägerinnen einer tiefgreifenden *libertären Revolution*. Quasi alle Bereiche des öffentlichen Lebens waren *kollektiviert* und *selbstverwaltet*. Sowohl die Nahrungproduktion auf dem Land, als auch die Industrie, die öffentlichen Verkehrsmittel usw. in den Großstädten, die wie bspw. Barcelona teilweise Millionen von Menschen umfassten. Anhand der bekannten Zahlen ging die Produktion von Nahrung und Industrie nicht zurück, im Gegenteil: durch die Kollektivierung stieg sie sogar. Auch die öffentlichen Verkehrsmittel fuhren pünktlich. Und all das während des Spanischen Bürgerkrieges – die Wirtschaft musste also zwangsläufig auf Kriegswirtschaft eingestellt werden. Dieses Experiment ist vielleicht eine der tiefgreifendsten revolutionären Veränderungen, die uns bekannt sind, vermutlich gerade *weil* die Selbstverwaltung eine so zentrale Rolle gespielt hat. Plötzlich konnte sich jeder Mensch an all dem beteiligen, was ihn schon immer interessiert hatte, unabhängig von Hautfarbe, ethnischer Zugehörigkeit oder Geschlecht. Dank mangelnder wirtschaftlicher Unterstützung von außen verlor die Republik den Krieg gegen die Franco-Diktatur. Das war natürlich das Ende dieses sozialen Experiments: Es ging also *nicht* an eigenen Widersprüchen zugrunde, sondern wurde von *außen* mit Waffengewalt niedergeschlagen ... Es wäre absurd, aus einem wenige Monate währenden Experiment gleich soziale Rückschlüsse über das Funktionieren oder das Nicht-Funktionieren einer solchen Gesellschaft auf-

zustellen. Sicherlich war auch die Motivation, die lange gewünschte libertäre Utopie in die Praxis umsetzen zu können, ein wesentlicher Faktor. Doch auch dieses Phänomen würde wieder zeigen, was Motivation und Identifizierung alles bewirken können ...

... und heute?

Selbstverwaltete Strukturen gibt es in fast jeder Stadt. Meistens wissen wir gar nicht, dass sie überhaupt existieren. Während einige dieser Projekte noch recht jung sind, existieren andere bereits seit Jahrzehnten. So unterschiedlich, wie die Menschen, die sie betreiben sind dann auch die Kooperativen und die dahinterstehenden Ideale: vom mittelständischen Unternehmer, der nach neuen Wegen zur Effizienzsteigerung sucht, über Menschen, die einfach keine Lust haben, sich von einem Vorgesetzten umherkommandieren zu lassen, bis hin zum überzeugten Anarchisten ... Die Begründungen sind mal politisch, mal wirtschaftlich und mal religiös inspiriert aber in ihrer Konsequenz meist ähnlich ... Die Verschiedenheit anderer Lebensbereiche spiegelt sich auch in der Spannweite dieser Betriebe wider: Wohnprojekte, Lebensmittelkooperativen, Druckkooperativen, selbstverwaltete Bäckereien, Sportvereine und Jugendzentren, um nur einige zu nennen ...

An diesem Abend werden sich drei dieser Kooperativen vorstellen und von ihren Idealen, ihrer Organisationsstruktur, aber auch von ihren Problemen berichten ...

Literatur:

Heleno Sana, *Die libertäre Revolution – Die Anarchisten im Spanischen Bürgerkrieg*;
Edition Nautilus, 320 Seiten

Dipl. Ing. A. Narcho, *Stell Dir vor, es gibt Arbeit für alle und keiner geht hin*;
Karin Kramer Verlag Berlin, 124 Seiten

Horst Stowasser, *Anarchie!*;
Edition Nautilus, 512 Seiten

Jürgen Mümken, *Anarchismus in der Postmoderne – Beiträge zur anarchistischen Theorie und Praxis*;
Verlag Edition AV, 155 Seiten

The Curious George Brigade, *diy – von Anarchie und Dinosauriern*;
Edition Nautilus, 216 Seiten

Wes Geistes Kind?

Der protestantische Wirtschaftsethos

Von Luther zu Müntefering

Daß der protestantische Geist das ethische Rückgrat bei der Herausbildung des Kapitalismus war, gilt seit 100 Jahren in der Soziologie als Allgemeinplatz. Vom Beten, zum Beten und Arbeiten, zur Arbeit als ‚Gottesdienst‘ bzw. als Beweis der eigenen Ausgewähltheit durch ‚Gott‘, führt der Weg des Protestantismus. Die Aufwertung der Arbeit zum Lebenssinn ist nicht begreifbar ohne ihre religiöse Überhöhung.

Max Weber führt in seiner Schrift *‚Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus‘* schon 1904 aus, daß das Verständnis von Arbeit als Beruf(ung) und nicht als Notwendigkeit zum Erwerb von Lebensmitteln durch einen langwierigen Sozialisationsprozeß erst erzeugt werden mußte.

Für die präkapitalistische Zeit, das Mittelalter und davor, war typisch, daß Arbeitskräfte genau so viel arbeiteten, wie zum Erwerb des Lebensnotwendigen nötig war. Eine Erhöhung des Akkordlohns verringerte die Produktivität, da mit geringerer Stückzahl das gleiche verdient werden konnte. Die Arbeit wurde mit dem geringsten möglichen Aufwand erledigt und nicht mit Pflichtbewußtsein. In der griechisch-römischen Zivilisation wurde Arbeit als Sklaventätigkeit betrachtet.

Für katholische Mönche war Arbeit eine Demutsbezeugung und ein Mittel der Selbstkasteiung. Erst mit Beginn der Neuzeit kommt es zu einer Umwertung.

In seiner Schrift *‚Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus‘* hat Max Weber die kulturellen Umbrüche untersucht, die hierzu geführt haben. Max Weber vertritt dabei im Gegensatz zu Karl Marx die Position, daß die materiellen Bedingungen alleine zur Erklärung nicht ausreichen. Er stellt die Frage, wie sich die neue kulturelle Hegemonie durchsetzen konnte, und wieso dies in Europa geschah.

Historisch führt Weber die Sozialisation, zum Begreifen der Arbeit als Beruf(ung), auf den Protestantismus zurück. Der Protestantismus hat im Gegensatz zum Katholizismus, im Gegensatz zur mönchischen Askese, die weltliche Pflichterfüllung innerhalb des Berufes, ein Begriff der zuerst in der Bibelübersetzung von Luther im Sinn von weltlicher Arbeit verwendet wurde, als höchsten Inhalt sittlicher Selbstbestätigung gesetzt. Die Erfüllung der innerweltlichen Pflicht ist für die lutherischen ProtestantInnen der einzige Weg, ‚Gott‘ wohlzugefallen.

Luther und der luthersche Protestantismus dachte dies aber konservativ, die Menschen waren von ‚Gott‘ an ihren Arbeitsplatz gestellt worden und hatten dieses Schicksal ohne Murren zu ertragen.

In seinen Schriften gegen die aufständischen Bauern, fordert er von ihnen gegenüber dem deutschen Adel Gehorsam ein, und den Adel fordert Luther auf, die aufständischen Bauern wie tollwütige Hunde zu erschlagen.

Der Calvinismus und mit ihm diverse weitere radikalisierte asketische protestantische Richtungen spitzten den Arbeitsbegriff weiter zu, der Beruf (im Englischen ‚Calling‘), wurde hier noch zentraler für das Seelenheil. Im Gegensatz zum lutherischen Protestantismus ging es aber nicht mehr primär um das Ausfüllen des von ‚Gott‘ zugewiesenen Ortes sondern um beruflichen Erfolg.

Nach Weber war es in einer paradoxen Logik gerade die Askese und die Weltabgewandtheit die zum Materialismus und zur Berufsdisziplin der ‚PuritanerInnen‘ führte. Im Gegensatz zum lutherschen Protestantismus waren den niederländischen, englischen usw. protestantischen Richtungen Genuß und Lebenslust zutiefst zuwider. Der Zusammenhang mit der Berufsauffassung wird klar, betrachte ich die disziplinatorischen Aspekte der Arbeit als Ursache für die Arbeitssucht der CalvinistInnen. Die Arbeit galt

als Mittel um nicht sündigen Gelüsten und sündigem Handeln zu verfallen, z.B. sollte der Beischlaf in der Ehe ausschließlich zum Zweck der Kinderzeugung erfolgen und keine Lust bereiten, um dies zu erreichen wurden kalte Wickel, fades Essen und ein diszipliniertes Arbeitsleben empfohlen.

Der Unterschied zum lutherschen Protestantismus wird vielleicht am einfachsten deutlich an Hand des Lutherausspruch: *„Warum furzet und rülpsset Ihr nicht?“* gegenüber calvinistisch beeinflussten ProtestantInnen.

Aber es wird noch paradoxer. Weber führt dies auf das calvinistische Dogma der Gnadenwahl zurück.

Dieses Dogma sagt aus, daß ‚Gott‘ der Allmächtige schon immer festgelegt hat, wer verdammt ist und wer zu denjenigen gehört, die erlöst werden beim Jüngsten Gericht, menschliches Handeln kann daran nichts ändern.

Nun haben die CalvinistInnen daraus nicht etwa den logischen Schluß gezogen, daß es dann ja egal sei und alle ihren Spaß haben könnten, sondern, um sich selbst ihres Status als die Ausgewählten zu versichern, versuchen sie sich bereits im Leben als protestantische Heilige zu konstruieren. Als Beweis vor sich selbst, zu den ausgewählten ‚Gottes‘ zu gehören, galt dabei strenggläubigen CalvinistInnen und erst Recht sektiererischen Abspaltungen, der berufliche materielle Erfolg. Die calvinistischen Gläubigen zeichneten sich damit auf der einen Seite durch extreme Selbstdisziplin und Sinnenfeindlichkeit aus und auf der anderen Seite durch ein extremes Gewinnstreben. Dies führte dazu, daß Gewinne fast vollständig reinvestiert wurden, und es führte in calvinistischen Gebieten zu einem Boom der kapitalistisch-industriellen Entwicklung. Ihren geschäftlichen Erfolg sahen die CalvinistInnen dabei als Beweis ihrer Auserwähltheit vor ‚Gott‘.

Nun mag aus heutiger Sicht jede/r denken – haben die ein Rad ab –, aber erstens sind Restbestände dieser Logik bis heute z.B. in den USA wirksam und zweitens geht es hier um historische Prozesse zu einem Zeitpunkt als materielles Gewinnstreben z.B. der katholischen Kirche als unethisch galt. Für die CalvinistInnen wurde es zur ethischen Pflicht.

Der Arbeitsethos wurde nach Max Weber im calvinistischen Ideal innerweltlicher Askese, also einer Askese, die sich im alltäglichen moralisch korrektem tätigem Handeln zeigt, noch ergänzt um die Überzeugung, daß sich die Auserwähltheit durch ‚Gott‘ im erwirtschafteten Gewinn äußern würde. Damit wurde eine Ideologie, die Arbeit, als Mittel zur Durchsetzung einer asketischen Lebensführung, und, effizientes funktionales Gewinnstreben, als die moralisch richtigen Verhaltensweisen protestantischer ChristInnen setzte, zum Maßstab des Handelns.

Aus psychoanalytischer Sicht wurden damit soziale und sexuelle Bedürfnisse auf ein Arbeits-Gewinnstreben umgeleitet, der Gelderwerb durch Arbeit wird zur einzigen legitimen Lust. ‚Geldgierigkeit‘ und die ‚Lust‘ am Funktionieren als Arbeitskraft, wird zur ‚perversen‘ moralischen Norm.

Während der Calvinismus (USA, GB, ...) zum Teil zu sozialrassistische Ideologien führt, die Armut als Zeichen der Verworfenheit durch ‚Gott‘ deuten und Geiz als Tugend verklären, führt das luthersche Arbeitsideal (Deutschland), daß sich am Gehorsam vor ‚Gott‘ und der produktiven Teilhabe an der ‚Schöpfung‘ orientiert zum Teil zu einem Arbeitsideal, daß sich nicht am Ergebnis sondern am Prozeß orientiert – Hauptsache, gut gemacht, egal was und sei es die Organisation von KZs. Und zweitens führt es zur Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit.

Und diese Unterscheidung war auch bei Martin Luther bereits mit antisemitischer Hetze verbunden:

„Ja wohl, sie halten uns Christen in unserem eigenen Land gefangen, sie lassen uns arbeiten im Nasenschweiß, Geld und Gut gewinnen, sitzen sie derweil hinter dem Ofen, faulenzten, pompen und braten Birnen; fressen, saufen, leben sanft und wohl von unserm erarbeitetem Gut; haben uns und unsere Güter gefangen durch ihren verfluchten Wucher [...]“

(Martin Luther - „Von den Juden und ihren Lügen“ - Artikel 293 - 1542)

In der selben Schrift fordert Martin Luther die Synagogen und Schulen der Juden mit Feuer anzustechen und die jungen Juden und Jüdinnen zur Zwangsarbeit zu verurteilen.

Die Unterscheidung zwischen Produktiv- und Finanzkapital, die sich in Luthers Hetze gegen die Juden spiegelt, ist bis heute Propagandainstrument der Herrschenden in Deutschland und eng mit dem Arbeitswahn verbunden.

Zu sehen z.B. bei Franz Müntefering, der am 22.11.2004 in einem Vortrag äußerte:

„Wir müssen denjenigen Unternehmern, die die Zukunftsfähigkeit ihrer Unternehmen und die Interessen ihrer Arbeitnehmer im Blick haben, helfen gegen die verantwortungslosen Heuschreckenschwärme, die im Vierteljahrestakt Erfolg messen, Substanz absaugen und Unternehmen kaputtgehen lassen, wenn sie sie abgefressen haben.“

Der Antisemitismus wird dabei durch Antiamerikanismus ersetzt. Im Frühjahr 2005 wiederholte er dies noch mal sinngemäß.

Und auch hier ist dies eng mit der Arbeitsideologie verknüpft, nur kurz danach hetzte Müntefering in einem Interview mit dem ZDF vom 24.07.2005 gegen Arbeitslose:

„Es gab einen ganz alten Spruch in der Sozialdemokratie: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“. Das traut man sich heute gar nicht mehr zu sagen. Aber das war sozialdemokratisches Denken. Die haben gewusst: Jeder muss sich anstrengen, jeder muss seinen Teil dazu beitragen.“

Aber auch dieser Satz Münteferings ist das Zitat eines Zitates, die Sozialdemokratie hat sich im 19ten Jahrhundert mit diesem Zitat auf die protestantische Ethik bezogen und auf ältere gleichlautende Aussagen von protestantischen Theologen und der Satz geht letztendlich auf die protestantische Interpretation der Bibel (Paulus) zurück.

Und er findet sich bei protestantischen Sekten in unterschiedlichen Versionen wieder;

„Man arbeitet nicht allein, daß man lebt, sondern man lebt um der Arbeit willen, und wenn man nichts mehr zu arbeiten hat, so leidet man oder entschläft.“

(Zinzendorf (18tes Jahrhundert) zitiert nach Max Weber - „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“)

„Aber ein Träger oder Fauler kann kein Christ sein und selig werden. Er ist bestimmt, totgestochen und aus dem Bienenkorb hinausgeworfen zu werden.“

(Eine Aussage von Seiten der Mormonen zitiert nach Max Weber - „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“)

Dies Alles gilt historisch für die Phase der Durchsetzung des Kapitalismus in Europa und insbesondere, als einem Staat, der in wesentlichen Teilen von protestantischen SektiererInnen begründet wurde, in den USA. Und dieser Prozeß wurde im 19ten Jahrhundert weitestgehend abgeschlossen.

Heute wirken zweifelsfrei primär andere ideologische Formationen und doch mäandern Versatzstücke dieser Ideologie, siehe Franz Müntefering oder George W. Bush, auch heute noch durch die Diskurse.

Gegen Ende des 19ten Jahrhunderts gab es allerdings noch einmal mit der Missionsarbeit ein neues Aufgabengebiet der Kirchen bei der Durchsetzung einer ‚zeitgemäßen‘ Arbeitsmoral.

Mission und Arbeit

Die Kirche ist als Vermittler der Arbeitsideologie in ihrer Gesamtheit zu sehen. Und nachdem diese Ideologie in Europa im 19ten Jahrhundert weitestgehend durchgesetzt war, kam die Religion erneut zum Einsatz, zur Durchsetzung ‚europäischer‘ Arbeitsmoral in Afrika.

Es waren die Missionsschulen, die die Menschen in Afrika für die Kolonisation zurichteten. Dieser Prozeß lief zwar nicht immer widerspruchsfrei, grundsätzlich lief aber die Bildung zumindest in der deutschen Missionsarbeit meist entlang des protestantischen Arbeitsideals. Als Ziel der deutschen Missionsarbeit galt die Vermittlung von Zucht, Ordnung, Pünktlichkeit, Gehorsam, Reinlichkeit und Disziplin. Die Mission in Afrika war insofern nicht zuletzt ein biopolitisches Projekt.

„Wenn neben dem selbstverständlichen Religionsunterricht, Lesen schreiben und die Elemente des Rechnens beigebracht werden und zugleich die Sanglust der Jugend befriedigt wird, so ist damit erreicht was billigerweise verlangt werden kann. Die Hauptsache wird auch bei diesem in einfacher Form gehaltenem Unterricht sein, daß die Zöglinge an Zucht und Ordnung, an Pünktlichkeit und Gehorsam, an Reinlichkeit und Disziplin gewöhnt werden.“¹

Und die Missionare scheuten kein Mittel um ihr Ziel zu erreichen. Die Kinder wurden durch Geschenke, aber auch durch Drohungen und Polizeigewalt in die Schule gezwungen. Die Missionsschulen waren damit ein Eckpfeiler der Ausbeutung in den deutschen Kolonien. Und die Missionsschulen trugen wesentlich zur langfristigen Kulturzerstörung in den Kolonien bei.²

Dies gilt auch trotz des Scheitern vieler ‚Erziehungs‘bemühungen und obwohl die angeeignete Bildung und Religion³ auch ein Ansatz für Widerstand waren.

¹) Mirbt, Carl - Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten - Seite 157 - Tübingen, 1910 (zitiert nach s.u.)

²) Akakpo-Numado, Sena Yawo - Mädchen- und Frauenbildung in den deutschen Afrika-Kolonien (1884 bis 1914) - Seite 21 bis 29 - Bochum, 2005 - Link -

³) Von einem Teil der Führer des Widerstandes gegen die KolonisatorInnen wurde dabei der Gleichheitsaspekt des Christentums hervorgehoben.

Auch ein Sohn Mannheims: Louis Lingg

Mannheim, einst Residenz der Kurfürsten von der Pfalz, später Hafen- und Industriestadt an Rhein und Neckar, feiert in diesem Jahr seinen 400. Gründungstag. Dabei wird neben den Fürstenhäusern und dem Bürgertum, besonders auch Industriellen wie Karl Benz (Mercedes-Benz), Heinrich Lanz (Erfinder des Traktors) oder Karl Drais (Erfinder des Fahrrades) gedacht. Friedrich Schiller durfte hier seine Räuber auf-führen, was heute wohl zu Problemen führen würde, und Wolfi Mozart fand hier auf Stellungssuche seine Konstanze. Man würde es der Stadt kaum zutrauen, aber es war allerhand los in den vier Jahrhunderten. Zu kurz kommt allerdings bei allen Feierlichkeiten, dass Mannheim eine Wiege der deutschen Arbeiterbewegung, sozialistischer und kommunistischer Bewegungen war. Übrigens auch der ehemalige DDR- Verteidigungsminister Karl-Heinz Hoffmann war ein echter Mannheimer. Hitler, so erzählen es noch die Alten, soll immer einen großen Bogen um diese „Stadt der Proleten“ gemacht haben. Ein Sohn der Stadt wurde jedoch seit Menschengedenken total übergangen und ist damit der Vergessenheit anheim gefallen. Im Stadtarchiv findet sich gerademal ein winziger Zeitungsausschnitt über Louis Lingg. Der Mannheimer Arbeitersohn war jedoch maßgeblich am Entstehen der Arbeiterbewegung und des 1. Mai als „Tag der Arbeit“ beteiligt.

Seit nun mehr als hundert Jahren begehen am 1. Mai weltweit Millionen von Menschen den „Tag der Arbeit“. Je nach Kultur und Temperament findet das in ganz verschiedener Art und Weise statt. Alle Veranstaltungen haben aber etwas gemein, sie wollen auf die soziale Situation, die Arbeits- und Lebensbedingungen in einer kapitalistischen und globalisierten Welt aufmerksam machen. Und fast überall wollen sie die gegebenen Bedingungen in ihrem Sinne verbessern. Während die Gewerkschaften in Deutschland den Tag eher in ritualisierten Formen begehen, die Mehrzahl der Arbeiter den Tag lieber beim Feuerwehrfest oder im Biergarten verbringt, ist es in den allermeisten Ländern der Kampftag der Arbeiter geblieben.

Begonnen hatte alles in Paris, als anlässlich des hundertsten Jahrestages der französischen Revolution, die dort versammelten Delegierten des „1. Internationalen Arbeiterkongresses“ den Beschluss fassten, den 1. Mai zum Weltfeiertag des Proletariats zu küren. An diesem Tag sollten überall und in jedem Jahr Manifestationen und Demonstrationen abgehalten werden. Diese sollten den Achtstundentag fordern, für internationale Solidarität der Arbeiter werben, und nicht zuletzt an die „Haymarket-Tragödie“ vom 3. Mai 1886 in Chicago erinnern.

An diesem Tag schoss die Polizei wahllos in eine Gruppe von streikenden Arbeitern vor der McCormick Landmaschinenfabrik. Es gab Tote und viele Verletzte. Entsetzt über das brutale Vorgehen der Unternehmer und der von ihnen angeheuerten Polizeikräfte wurde am kommenden Abend, den 4. Mai 1886, eine Protestkundgebung durchgeführt. Am Ende der Veranstaltung, gegen 22.00 Uhr, detonierte dann auf dem Kundgebungsplatz, dem „Haymarket“ in Chicago eine Bombe. Es gab wiederum unter den Arbeitern viele Tote und Verletzte. Die wahren Täter dieses Mordanschlags sind bis heute im dunklen verborgen geblieben. Vermutet wurde von Anfang an eine gezielte Provokation der Unternehmenseite um gegen die streikenden Arbeiter noch schärfer vorgehen zu können. In der Folge wurden willkürlich einige Gewerkschaftsmitglieder verhaftet und der Tat beschuldigt. Unter den Inhaftierten befand sich ein junger deutscher Arbeiter, Luis Lingg, der sich aktiv gewerkschaftlich in New York und Chicago betätigt hatte.

Louis Lingg wurde am 9. September 1864 in Schwetzingen, im damaligen Großherzogtum Baden, geboren. Auf der Suche nach Arbeit, zog die Familie schon bald in das nahe gelegene Mannheim, wo Louis aufwuchs. Die Mutter führte in den Mannheimer Quadraten eine Wäscherei. Sein Vater, Friedrich Lingg, bekam eine Anstellung als Arbeiter in einer Holzfabrik am Neckar. Louis hatte in der Quadratestadt die gerade neu gegründete Volksschule besucht und absolvierte anschließend beim Schreinermeister Würmell

eine Lehre als Tischler. Später, wie eine kurze Nachricht im Mannheimer General-Anzeiger vom 4. September 1886 belegt, bestätigt Würmell, dass Lingg bei ihm eine Ausbildung machte, er aber „demselben aus Schonung für seine Person und, um ihm sein späteres Fortkommen nicht zu erschweren“, kein Zeugnis ausgestellt hat.

Louis Vater hatte 1877 einen schweren Arbeitsunfall und wurde in dessen Folge vom Fabrikbesitzer entlassen. Das war wohl das Schlüsselerlebnis für den Jungen. Louis Lingg schreibt dazu in seinen Lebenserinnerungen:

„Bei seinen Anstrengungen, den Reichtum seines Unternehmers, eines Holzhändlers, zu vermehren, hatte mein Vater eine Aufgabe übernommen, die alle seine Mitsklaven nicht erledigen wollten. Er hatte versucht, einen Eichenstamm an Land zu ziehen, der von der Böschung auf den zugefrorenen Neckar gerutscht war. In seinem Eifer bemerkte er zu spät, dass die trügerische Eisdecke nachgab, und er konnte erst nach sorgfältiger Suche und mit größter Anstrengung geborgen werden. Dieser Unglücksfall schwächte ihn so sehr, dass er seine Arbeitskraft fast völlig einbüßte. Nach einer Weile wurde mein Vater von jenem Holzhändler mit der fadenscheinigen Begründung entlassen, dass das Geschäft zurückgegangen sei und einige Arbeitskräfte eingespart werden müssten.

Nun ja, einige Zeit später erhielt mein Vater bei der Stadtverwaltung eine Anstellung, die ihn nicht überforderte, aber die Bezahlung war so gering, dass er kaum seinen eigenen Lebensunterhalt davon bestreiten konnte. Drei Jahre nach dem traurigen Vorfall starb mein Vater. Er hatte die letzten Jahre seines Lebens in einem Zustand geistiger Verwirrung verbracht. Auf Wunsch meiner Mutter wurde eine Autopsie vorgenommen, und die Ärzte kamen zu dem Schluss, dass seine geistige Umnachtung von diesem Unfall herrührte.

Ich war damals dreizehn und meine Schwester sieben Jahre alt. Aus dieser Zeit rühren meine ersten Eindrücke von der Ungerechtigkeit der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse, das heißt von der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Am wesentlichsten beeinflussten mich die familiären Verhältnisse. Es entging meiner Aufmerksamkeit nicht, dass der ehemalige Chef meines Vaters trotz seines aufwendigen Lebensstils ständig reicher wurde, während mein Vater, der einen beträchtlichen Teil dazu beigetragen hatte, den Reichtum seines Unternehmers zu mehren, wie ein abgenutztes Werkzeug, das nicht mehr gebraucht wird, weggeworfen wurde.“

Nach Abschluss der Schreinerlehre begab er sich, wie damals üblich, auf Wanderschaft über Straßburg und Freiburg im Breisgau (Mitgliedschaft im Arbeiterbildungsverein) in die Schweiz. In Bern wurde er Mitglied im sozialistischen „Allgemeinen Arbeiterverein“. Es folgten Aufenthalte in Luzern, Biel, La-Chateau-de-Fonds, Zürich, Aargau, Winterthur, St. Gallen und anderen Gemeinden. Dadurch entzog er sich der Einberufung zum deutschen Militär. Bespitzelung durch die Geheimpolizei war gang und gebe. Im Jahre 1885 wurde ihm von den Schweizer Behörden die Abschiebung ins benachbarte Baden angedroht. Das bewog ihn im Juli des gleichen Jahres mit Unterstützung eines Verwandten zur Immigration in die USA. Es führte ihn erst nach New York, dann nach Chicago. Dort arbeitete Louis als Zimmermann und wurde Mitglied in der „Internationalen Zimmermanns- und Schreinerergewerkschaft“. Bald war er Delegierter zur „Central Labor Union“ und aktiver Funktionär der Gewerkschaft.

Schon bald nach der Verhaftung der Gewerkschafter wurden in einem Schauprozess sieben Todesurteile ausgesprochen. Obwohl es gegen die Verurteilten keinerlei Beweise gab, sollten die Angeklagten, unter ihnen der gerade 23 jährige Louis Lingg, am Strang aufgehängt sterben. Jedoch kam er vorher unter mysteriösen Umständen in seiner Gefängniszelle ums Leben. Louis Lingg starb am 10. November 1887 durch eine als Zigarre getarnte Dynamitkapsel. Wie, und durch wen diese „Zigarre“ in seine Zelle kam, konnte nie festgestellt werden. Die Explosion zerriss sein Gesicht und Louis Lingg starb nach langen Stunden qual-

vollen Leidens. Seine Habseligkeiten, darunter goldene Manschettenknöpfe und eine Krawattenadel, vermachte er seiner Freundin. Doch alles verschwand spurlos bei der Polizei. Am nächsten morgen wurden die Gewerkschafter Albert Pearson, August Spies, Adolph Fischer und Georg Engel mit dem Strang hingerichtet. Der Todeskampf dauerte laut Protokoll sieben lange Minuten. 200.000 Menschen säumten bei einem der größten Begräbniszüge in der Geschichte Chicagos die Straßen. Sechs Jahre später erfuhr die Gerechtigkeit ihre Genugtuung. Die Märtyrer der ersten Maitage von 1886 wurden rehabilitiert. Der Gouverneur von Chicago John Peter Altgeld sagte damals: „In all den Jahrhunderten während derer Regierungen von Menschen bestimmt und Verbrechen bestraft wurden, hat kein Richter eines zivilisierten Landes jemals ein solches Urteil gefällt.“

Harry Siegert, ehemaliger Gewerkschaftssekretär beim DGB Baden-Württemberg, DGB Kreisvorsitzender Rhein-Neckar in Heidelberg, Stadtverordneter und Kreistagsabgeordneter, lebt im südhessischen Viernheim und beschäftigt sich als Autor und Publizist.

Quellen:

Stadtarchiv Mannheim

Friederike Hausmann. Die deutschen Anarchisten von Chikago oder Warum Amerika den 1. Mai nicht kennt, Berlin 1998

Ulrike Heider. Der arme Teufel. Robert Reitzel – Vom Vormärz bis zum Haymarket. Bühl-Moos 1986.

Horst Karasek (Hg.). 1886, Haymarket. Die deutschen Anarchisten von Chicago. Reden und Lebensläufe. Berlin 1975.

Peter M. Michels. Bericht über den politischen Widerstand in den USA. Frankfurt/M. 1974.

„Internationales Tribunal. Zur Situation der Gefangenen in den USA.“ In: clockwork 129a vom 20.11.1990 (Nr.21), Seite 6.

Amnesty International (Hg.). Todesstrafe in den USA. Frankfurt/M. 1989.

Foner P.S. The Autobiographies of the Haymarket Martyrs. Humanities Press. New York. 1969

Was ist eigentlich Anarcho-Syndikalismus?

Bevor ich darauf und auf die Geschichte und Gegenwart des Anarcho-Syndikalismus näher eingehe, möchte ich kurz den Begriff Anarcho-Syndikalismus erklären. Das An-Archo kommt aus dem altgriechischen und hatte in der Antike eine ganze Reihe von Bedeutungen. Wichtig ist für uns jedoch nur die eine, welche „ohne Herrschaft“ bedeutet. Das Wort Syndikalismus kommt aus den romanischen Sprachen und bedeutet erst einmal nur Gewerkschaft. Beides zusammen bezeichnet also die anarchistische Gewerkschaftsbewegung.

Schon kurz nach dem Beginn der ArbeiterInnenbewegung gründeten sich nicht nur Gewerkschaften, sondern auch Parteien. Letztere versuchten sehr bald, Einfluß auf die Gewerkschaften zu nehmen. In den Parteien entstand unter anderem die Theorie, das ArbeiterInnen in Gewerkschaften nur Lohnforderungen stellen könnten und das ihnen in den Gewerkschaften jedes Verständnis vom Funktionieren des Kapitalismus einerseits und der Aufgabe der Arbeiterklasse bei der Überwindung des selbigen andererseits abgehen würde. Die ArbeiterInnen benötigten nach dieser Theorie die Anleitung durch eine „proletarische Avantgarde“, organisiert in der Partei. Obendrein vertraten die Parteien die Idee, daß der Staat einfach nur ein Werkzeug sei, das in den Händen der „Avantgarde“ den ArbeiterInnen nur zum Guten gereichen werde. Damit stand diese Strömung der Arbeiterbewegung in zweierlei Hinsicht im Gegensatz zur ursprünglichen Gewerkschaftsbewegung. Diese beharrte nämlich darauf, daß sich die ArbeiterInnen selbst organisieren können und das der Staat ein Teil des Problems ist und auf gar keinen Fall ein Teil der Lösung. Hinzu kommt die hierarchische und bürokratische Organisiertheit der Parteien, die viele ArbeiterInnen abschreckte.

Als Gegenbewegung zu diesen Thesen und als Gegenbewegung zu Tendenzen in der Gewerkschaftsbewegung, einerseits bürokratische und zentralistische Formen anzunehmen und andererseits den Kampf um Verbesserungen gegen „vertrauensvolle Verhandlungen“ einzutauschen, entstand die Idee des revolutionären und des Anarcho-Syndikalismus.

Im Kern ist es die Idee, daß „das Werk der Befreiung der Arbeiterklasse nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein kann“, welche den Anarcho-Syndikalismus vom Rest der ArbeiterInnenbewegung unterscheidet.

Auf dem ersten Blick scheinen die Anarcho-SyndikalistInnen also gar nicht so weit weg von vielen anderen „linken“ Organisationen zu sein. Allerdings bedeutet dieser Satz für Anarcho-SyndikalistInnen unter anderem die totale Ablehnung jeder parteipolitischen Organisation und Aktion. Stattdessen favorisieren sie die Gewerkschaft. Dabei ist die Gewerkschaft ein echter Zwitter. Einerseits dient sie den ArbeiterInnen in ihrem „Kampf um das tägliche Brot“, andererseits soll sie der Ort sein, in dem die „neue Gesellschaft“ so weit wie möglich vorweggenommen und entwickelt werden soll. Zusammen mit der spezifischen Ablehnung von hierarchischen und bürokratischen Tendenzen bevorzugen Anarcho-SyndikalistInnen die sogenannte „Direkte Aktion“. Außerdem haben sie die dezentrale und föderale Organisationsstruktur beibehalten und sogar theoretisch gerechtfertigt!

In neuester Zeit wird der Begriff „Direkte Aktion“ leider viel zu oft und völlig falsch verwendet. Unter direkten Aktionen meinen Anarcho-SyndikalistInnen immer Aktionen, welche direkt zu einer Veränderung der Lebensrealität führen. Im Idealfall streiken anarcho-syndikalistisch organisierte ArbeiterInnen nicht für die Einführung einer 35-Stunden-Woche, sondern legen die neuen Schichten auf Grundlage der 35-Stunden-Woche auf einer Betriebsversammlung aller ArbeiterInnen selbst fest und gehen ab dann nur noch 35 Stunden die Woche arbeiten. Nach dem ersten Weltkrieg haben die BergarbeiterInnen genau so den 8-Stunden-Tag eingeführt und diesen trotz massiver Angriffe durch die Bosse bis zum Ende der 20er Jahre gehalten!

Die „Direkte Aktion“ bezieht sich aber auch auf die sogenannte „Solidarität“. Ein Wort, das ich nicht so gerne benutze, da es nicht nur sehr altbacken sondern auch sehr abgegriffen ist. Wir alle sind ständig irgendwie mit irgendwem, irgendwo auf der Welt „solidarisch“. Meist äußert sich das im Schreiben eines Solidaritätsbriefes. Das ist schön, und man darf den Plazebo-Effekt, den solche Schreiben im positiven Sinne haben, nicht unterschätzen. Trotzdem ist den Menschen damit oft nicht geholfen. Anarcho-SyndikalistInnen fragen lieber direkt nach, welche Form der Hilfe gebraucht wird. Wenn sie dann möglich ist, wird eben diese von den Betroffenen gewünschte Hilfe organisiert! Die Effekte sind meist viel nachhaltiger als wenn nur ein Soli-Brief geschrieben worden wäre. Gleichzeitig ist es aber eine gute Übung, denn die anarcho-syndikalistischen Organisationen fassen sich auch immer als Schulen auf. Gelernt wird praktische, gegenseitige Hilfe. Dadurch entsteht ein Klassenbewußtsein jenseits theoretischer Erkenntnis. Ganz praktisch wird erfahren, daß die Arbeiterklasse global ausgebeutet wird, daß es keinen Unterschied macht, welchen Pass jemand hat oder an welchen Gott jemand in seinen vier Wänden glaubt, welches Geschlecht jemand hat oder welche Sexualpraktiken bevorzugt werden. Die einzelnen Mitglieder entdecken zum Teil ganz neue, ungeahnte Fähigkeiten an sich oder trainieren schon bekanntes. Und dieses Training ist bitter nötig, denn schließlich behauptet der Anarcho-Syndikalismus von sich selbst, das Instrument der Transformation der Gesellschaft von einer staatlich-kapitalistischen zu einer freiheitlichen, anarcho-kommunistischen Gesellschaft zu sein. Kommunismus wird in diesem Zusammenhang nur ökonomisch gebraucht, das heißt, es geht um die Errichtung einer Gesellschaft, in der die Bedürfnisse aller Menschen befriedigt werden und gleichzeitig alle Menschen die Möglichkeit haben, sich mit all ihren Fähigkeiten in die Gesellschaft einzubringen.

Wie soll nun diese Transformation aussehen?

Die SyndikalistInnen gehen davon aus, eines Tages die Produktion, Konsumtion, Transport und Kommunikation komplett übernehmen zu können. Dabei ist es wichtig zu verstehen, daß die Anarcho-SyndikalistInnen davon ausgehen, daß jeder Mensch in seinem Alltag viele verschiedene soziale Rollen spielt. Als ProduzentIn, KonsumentIn und als EinwohnerIn, um nur mal drei Beispiele zu nennen. Solange wir in diesem Zustand der „multiplen Persönlichkeit“ verharren und jeweils so tun, als ob es diese Rollen gar nicht gäbe und wir immer nur ArbeiterIn oder EinwohnerIn seien, kommen wir nicht zu wirklichen Lösungen der ökonomischen, sozialen, kulturellen oder ökologischen Probleme. In dem Moment aber, in dem wir begreifen, daß wir alle diese sozialen Rollen gleichzeitig sind, daß sie zu unserem Menschsein dazugehören, werden wir die Chance haben, die sich uns stellenden Probleme zu lösen.

Im Idealfall bestimmen dann die Menschen selbst, was, wann, wo, wie, für wen in welchen Mengen produziert und transportiert wird. Den organisatorischen Rahmen bildet in der Vorbereitung und während der Übergangsphase das Syndikat. Das Syndikat hat die Aufgabe, als Schule zu wirken, die Erfahrungen der Kämpfe zu tradieren und weiter zu geben und die Mitglieder auf den Übergang vorzubereiten, damit diese dann tatsächlich in der Lage sind, die Produktion aufrecht zu erhalten.

Ergänzend sei noch angemerkt, daß der Anarcho-Syndikalismus sich nie als reine ökonomische Bewegung begriffen hat. Vielmehr hat er sich auch immer als Kulturbewegung verstanden. Dabei ist es sein Ziel gewesen, der herrschenden autoritären Kultur, wie wir sie einerseits im staatlichen Kapitalismus erlernen und andererseits von großen Teilen der autoritären Arbeiterbewegung eingetrichtert bekommen, eine antiautoritäre Kultur der gegenseitigen Hilfe im Sinne praktischer Solidarität gegenüber zu stellen. Eine Kultur des Klassenbewusstseins, nicht als Selbstzweck oder mit dem Odem einer neuen Heiligkeit oder historischen Mission, sondern als Erkenntnis des real existierenden Klassenkampfes, mit dem Ziel, eine Gesellschaft anzustreben, die es allen Menschen ermöglicht, ein glückliches und erfülltes Leben zu leben.